

Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani

Von ganz unten nach ganz oben
Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung

Der vorliegende Beitrag wurde beim Deutschen Studienpreis 2013 mit einem 2. Preis in der Sektion Sozialwissenschaften ausgezeichnet. Er beruht auf der 2012 an der Ruhr-Universität Bochum eingereichten Dissertation »Bildungsaufsteiger/innen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen« von Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani.

Von ganz unten nach ganz oben

Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung

Wettbewerbsbeitrag zur Teilnahme am Deutschen Studienpreis 2013

Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani

Chancengleichheit: Ideal und notwendiges Fundament gesellschaftlicher Legitimation

Marktwirtschaftlich-liberale Gesellschaften zeichnen sich durch das Versprechen aus, dass jeder Mensch aus eigener Macht, mit Geschick, Fleiß und Talent seines Glückes Schmied werden kann. Dieses meritokratische Versprechen basiert zum einen darauf, dass die individuelle Leistung den Status und den Erfolg einer Person bestimmt; der häufig unterbelichtete Kernbestandteil dieses Versprechens besteht zum anderen darin, dass hierfür – nicht nur formal, sondern auch real – gleiche Chancen bestehen müssten. Dieses bisher nicht realisierte Ideal kann auch dann als gesellschaftliche Legitimation dienen, wenn es zu einer Annäherung kommt bzw. diesbezügliche Bemühungen feststellbar sind. In genau diesem Zusammenhang erscheint es problematisch, dass verschiedene (international vergleichende) Studien zeigen, dass die Diskrepanz zwischen Ideal und Realität in Deutschland besonders groß ist und Hinweise vorliegen, dass die Differenzen in den Lebenschancen eher größer werden. »Jeder ist seines Glückes Schmied« steht also im Spannungsverhältnis zu »Wie der Vater, so der Sohn«.

Die Ursachen der Reproduktion sozialer Ungleichheit werden in den Sozialwissenschaften auf drei grobe Bereiche bezogen: Die *Familie und das soziale Umfeld* böten ungünstige Startbedingungen, wenig Unterstützungen usw., das *Bildungssystem und seine Institutionen* würden primär selektieren und nicht hinreichend fördern, um ungleiche Startchancen auszugleichen, und das *individuelle Entscheidungsverhalten* der Kinder und ihrer Eltern trage dazu bei, höhere Bildung und Berufspositionen gar nicht erst anzuvizieren. In Bezug auf das Bildungssystem sind diese Aspekte hinreichend belegt. Bei näherer Betrachtung stellt sich zudem heraus, dass dieser Herkunftseffekt langfristig wirksam bleibt. Über alle biographischen Etappen lassen sich soziale Selektionsprozesse nachzeichnen: auf verschiedenen Ebenen des Bildungswesens, insbesondere bei den Übergängen nach der Grundschule (Zugang zum Gymnasium)

sowie nach dem (allgemeinbildenden) Schulabschluss (Hochschulzugang und Aufnahme eines Studiums); darüber hinaus auch bei der Studienwahl und der Häufigkeit von Studienabbrüchen, aber interessanterweise auch beim Übergang von der Hochschule zum Beruf, beim Einkommen und bei den Karriereverläufen. Konkret bedeutet dies: (Gast-)Arbeiterkinder haben selbst dann, wenn sie ein Studium erfolgreich abschließen, geringere Karrierechancen als Vergleichsgruppen. Es lässt sich hieraus also ableiten, dass beruflicher Erfolg und soziale Mobilität nicht *nur* vom Bildungsniveau abhängen und dementsprechend die Ungleichheitsbedingungen nicht *nur* im Bildungswesen selbst zu finden sind. Vielmehr scheinen es gesellschaftliche Strukturen zu sein, in denen auf verschiedenen Ebenen soziale Filter wirksam sind (und in die auch das Bildungswesen eingebettet ist). Aus dieser Perspektive kann ein biographischer Forschungszugang, der diejenigen Biographien ins Zentrum rückt, die alle Barrieren überbrückt haben, dazu beitragen, solche Strukturen zu rekonstruieren. Die zentralen Fragen lauten dann: Welche gemeinsamen Erfahrungen machen Menschen, die in unteren Schichten aufgewachsen sind und durch alle sozialen Filter durchgedrungen sind, und welche Kompetenzen müssen sie hierfür entwickeln?

Zur Studie

Der Anspruch der Studie ist es also, soziale Ungleichheitsforschung aus einer anderen Perspektive zu betreiben: Nicht die sozialen Barrieren werden direkt untersucht, sondern vielmehr die Bedingungen ihrer Durchlässigkeit bzw. die Möglichkeiten ihrer Überwindung. Es wurden hierfür beruflich sehr erfolgreiche Akademikerinnen und Akademiker mit und ohne (türkischen) Migrationshintergrund interviewt, deren Eltern bestenfalls einfache Schulabschlüsse besitzen und aus der Arbeiter- bzw. Unterschicht stammen. Es handelt sich dabei um außergewöhnliche Karrieren in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kunst/Kultur. Mich interessierte dabei insbesondere der Prozessverlauf des Bildungs- und Berufsaufstiegs. Als Vergleichsgruppe dienten erfolgreiche Menschen, die in privilegierten Verhältnissen aufwuchsen (Reproduktion), sowie Menschen aus benachteiligten Milieus, die ihren Status nicht verbessern konnten (Reproduktion). Hier wurden bewusst scharfe Kontraste ausgewählt (extreme Mobilität vs. extreme Reproduktion), um konturierter folgenden Fragestellungen nachzugehen:

Was sind die gemeinsamen Erfahrungsräume bei Aufsteigerinnen und Aufsteigern, bzw. was sind analoge Erfahrungen, Strategien und Prozesse innerhalb der Aufstiegsbiographien? Was sind migrations-spezifische, was sind geschlechtsspezifische Besonderheiten im Aufstiegsprozess?

Um diesen Fragen nachzugehen, habe ich *narrativ-biographische Interviews* nach Fritz Schütze geführt, in denen jeweils die gesamte Biographie erzählt wurde. Diese mehrstündigen Interviews habe ich dann mit der *dokumentarischen Methode* nach Ralf Bohnsack ausgewertet. Vor dem Hintergrund, dass aus den erzählten Biographien das Subjektive und das Soziale zugleich »sprechen«, bildet das *Habitus-Konzept*

Pierre Bourdieus die theoretische Grundlage der Studie, da es sowohl gesellschaftliche Strukturen als auch die individuellen Handlungsmuster zusammenhängend betrachtet.

Theoretische Skizze

Der Habitus eines Menschen wird nach Pierre Bourdieu als dauerhaftes Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster beschrieben, von dem aus die soziale Welt erlebt wird. Er entsteht in einem Ausschnitt der Sozialstruktur mit spezifischen sozialen Praxisformen und reproduziert diese dann wieder (in mehr oder weniger modifizierter Form). Es handelt sich also um Handlungsmuster und -routinen, die – bildlich gesprochen – hinter dem Rücken der handelnden Person wirken. Anders als viele andere klassische Soziologen konstruiert Bourdieu den Habitusbegriff als das Zusammenwirken schichtspezifischer Routinen und Muster, deren Entstehungsbedingungen historisch gewachsene Herrschaftsverhältnisse bilden. Der entwickelte Habitus reproduziert diese Herrschaftsverhältnisse wieder usw. Der Habitus umfasst dabei vier Dimensionen, die weit über die ökonomischen Existenzbedingungen hinausreichen: Die moralische Ebene gehört genauso dazu wie die körperliche, kognitive und ästhetische.

Was bedeutet dies konkret? Untere Schichten zeichnen sich nach Bourdieu durch einen *Habitus der Notwendigkeit* aus, ein Habitus also, der bei der Wahrnehmung einer Situation die Funktionalität, Anwendbarkeit oder eben die Notwendigkeit in den Vordergrund stellt. Dies erscheint plausibel, da die Sozialisationsbedingungen in unteren Schichten durch Knappheit an ökonomischem und kulturellem Kapital (aber auch an Anerkennung) gekennzeichnet sind und der Habitus auf ein Management dieser Knappheit ausgerichtet ist. Menschen, die in ähnlichen Knappheitsverhältnissen aufwachsen, teilen gemeinsame Erfahrungen und soziale Logiken, die man auch als Arbeiterkultur oder schichtspezifische Kultur begreifen kann. In einer solchen Kultur funktioniert der Habitus »reibungslos«, Situationen können antizipiert werden, und das routinisierte Muster lässt jede Handlung »natürlich« erscheinen. Menschen, die in ähnlichen Milieus aufgewachsen sind und entsprechend homologe Habitusformen ausgebildet, teilen in hohem Maße explizites und implizites Wissen, Routinen, Symbole usw. Demgegenüber verursachen soziale Kontexte, die eine große soziale Distanz zu den Entstehungsbedingungen des Habitus aufweisen, Unsicherheit, Unwohlsein oder gar Vermeidungshandeln; hier fühlt man sich »fehl am Platz« oder hat das Gefühl, »das ist nichts für mich/uns«, in jedem Fall fehlen Intuition und Automatismen für das richtige Verhalten. Solche Situationen werden anschließend vermieden. Entsprechend ist aus habitustheoretischer Perspektive die wahrscheinlichste Praxis ein Verbleib im Herkunftsmilieu. Auf diese Weise können heute – anders als in traditionellen Gesellschaften – die unsichtbaren Barrieren als im Individuum wirkende Abbilder gesellschaftlicher Strukturen verstanden werden.

Das große Verdienst Pierre Bourdieus ist es, dass er in verschiedenen Studien zeigen konnte, dass sich der Habitus eines Menschen, der in prekären Lebensverhältnissen aufwächst, in allen vier Dimensionen widerspiegelt: so u.a. im Hinblick auf den Kunstgeschmack, den Lebensstil, den Konsum, die Ernährung und auch das Verständnis und die Bedeutung von Bildung. In all diesen Bereichen spiegeln sich die Sozialisationsbedingungen wider, wodurch erklärbar wird, dass die sozial ungleichen Erfahrungen in Kindheit und Jugend das gesamte spätere Leben prägen. Der in den frühen Lebensphasen entwickelte Habitus ist – so die Theorie – dauerhaft und kaum noch wandelbar.

Während mit dem Habitusbegriff widerspruchsfrei erklärt werden kann, wie die Reproduktion sozialer Verhältnisse vonstattengeht, bleibt auch bei Bourdieu die Frage weitgehend offen, wie es dazu kommt, dass ein Mensch aufsteigt, was mit dem Habitus passiert, wenn er aufsteigt und sein Herkunftsmilieu verlässt, und insbesondere auch, wie dieser Aufstiegsprozess verläuft. Im Folgenden soll zunächst der allen Aufsteiger/inne/n gemeinsame Erfahrungsraum dargestellt werden, um anschließend auf die Unterschiede zwischen Deutsch- und Türkeistämmigen einzugehen.

Gemeinsamkeiten aller Aufsteiger/innen: Habitustransformation

Was passiert nun mit dem Habitus während des Aufstiegs? Der Habitus der Aufsteiger/innen verändert sich umfassend. Unter einer solchen Habitustransformation verstehe ich eine grundlegende Verwandlung des biographischen Musters bzw. – mit Bourdieu gesprochen – des klassenspezifischen Habitus. Hiermit ist also nicht eine Veränderung oder Modifikation innerhalb eines Musters – dies geschieht immer und unaufhörlich –, sondern eine Verwandlung des Musters selbst gemeint. Hierfür habe ich drei Kriterien, an denen ich diesen Befund empirisch belege: *Erstens* liegt eine Wandlung des Notwendigkeitsdenkens vor, und zwar hin zu einem selbstbezüglichen Entwicklungsdenken. Dies bedeutet zum einen, dass ich bei allen Aufsteigerinnen und Aufsteigern zunächst – in der Kindheit und Jugend – spezifische Elemente des Habitus der Notwendigkeit rekonstruieren konnte, zum anderen aber auch seine grundlegende Verwandlung. *Zum Zweiten* eine Wandlung der Selbst-Welt-Verhältnisse und des biographischen Entwurfs. Hier kommt es zu einem Infragestellen des eigenen Weltbildes und der eigenen Möglichkeiten. Es kommt zu einem Zustand, in dem ein Autonomiezuwachs angestrebt oder zumindest eine gefühlte Fremdbestimmung problematisiert wird. In Form einer erkennbaren Veränderung des biographischen Entwurfs wird dies evident. *Drittens* eine umfassende Distanzierung von habituellen Praktiken und Strategien im Herkunftsmilieu auf den Ebenen, die ich oben skizziert habe. Hier kommt es zu einer impliziten oder offenen Ablehnung der Herkunft, aber nicht im Hinblick auf die materiellen Existenzbedingungen, sondern bezogen auf ästhetische, kognitive, körperliche und moralische Aspekte. Eine Habitustransformation geht also einher mit einer Transformation von sozialen Kontexten und sozialen Praktiken. Die sozialstrukturelle und habituelle Distanzierung ist also zugleich eine Selbstdistanzierung.

Das bedeutet konkret ausgedrückt, dass die Interviewten mir als Interviewer die eigene Biographie nur dadurch plausibel und konsistent darzustellen vermögen, dass sie in Distanz zur Herkunft und zu sich selbst – also zu ihrer Vergangenheit – treten. Hierin liegt bereits ein Hinweis darauf vor, dass der Aufstieg mit vielfältigen Herausforderungen einhergeht.

Auf der Prozessebene bedeutet dies, dass man – auf einer abstrakten Ebene – ein typisches Ablaufmuster zeigen kann, innerhalb dessen sich die Habitustransformation vollzieht. In drei Phasen (Irritation, Distanzierung und Stabilisierung) lassen sich die Habitustransformation (als innere Distanzierung) und der soziale Aufstieg durch Bildung (als äußere Distanzierung) rekonstruieren. Ausgehend von einer Irritation, einer habituellen Differenzenerfahrung, also eine Erfahrung der Nichtpassung von Habitus und sozialer Situation, werden die soziale Praxis verändert und soziale Bezugspunkte – man könnte auch sagen: soziale Räume – gewechselt. Anders, als aus habitustheoretischer Perspektive anzunehmen ist, ziehen sich die Aufsteiger/innen nicht aufgrund dieser Nichtpassung in das Herkunftsmilieu zurück, sondern experimentieren mit dieser Dissonanz, also mit dem fehlenden Automatismus und dem fehlenden »natürlichen« Umgang mit einer Situation. Warum sie dies tun, kann nicht vollständig rekonstruiert werden. Vor welchem Hintergrund sich diese Prozesse vollziehen, konnte ich detailliert herausstellen. Die wesentlichen Gemeinsamkeiten habe ich in fünf Punkten zusammengefasst.

1. Zunächst kann man feststellen, dass kein klassisches Aufstiegsmotiv rekonstruierbar ist und entsprechend auch kein Aufstiegsplan. Es handelt sich bei den erzählten Aufstiegsprozessen um nichtintendierte Aufstiegsprozesse. Aufsteigen bzw. reich und mächtig werden, das wollen im Prinzip alle benachteiligten Gruppen, was verständlich erscheint, da es genau an Geld und Anerkennung permanent fehlt. Doch bei der Analyse von tatsächlichen Aufstiegsbiographien stellt sich hingegen heraus, dass der innere Wille, *sich selbst zu ändern*, bzw. zumindest die Offenheit zur Veränderung eine zentrale Notwendigkeit darzustellen scheint. Wer reich und berühmt werden möchte, der ist zum einen im Prinzip mit sich selbst zufrieden und sieht lediglich in äußeren Rahmenbedingungen ein Problem (insb. Geld) und wird zum anderen auch durch relativ attraktive Angebote abgelenkt. Bestimmte Vorbilder, insbesondere Sportler und Musiker, suggerieren, dass man so bleiben kann, wie man ist, und dennoch reich und berühmt werden kann. Ein typisches Aufstiegsmotiv (»vom Tellerwäscher zum Millionär« oder, moderner ausgedrückt: »vom Ghetto-Kid zum Gangsta-Rapper oder Fußballprofi«) korrespondiert mit diversen Angeboten zum Aufstieg *ohne* Bildung – Bushido, Mesut Özil und diverse Castingshows seien nur beispielhaft genannt. Ein solches instrumentelles Aufstiegsmotiv lag also bei keinem der Aufsteiger vor.

2. Wo kein Aufstiegsmotiv ist, da kann auch kein Aufstiegsplan sein. Die Abwesenheit eines Plans erscheint hier als überaus funktional, da die Planung bereits Erfahrungen bzw. Wissen voraussetzt, über das die Interviewten und ihre Familien nicht verfügten. Metaphorisch gesprochen kann zwar in der Retroperspektive gesagt werden, dass die Aufsteiger/innen die soziale Treppe von unten nach oben aufgestiegen sind, in der biographischen Erzählung erscheint jedoch nicht die Treppe, sondern jeweils nur eine einzelne Stufe. Das Ziel bzw. der Plan war es nicht, die soziale Leiter aufzusteigen, sondern jeweils nur eine Sprosse. Es handelt sich also um eine *sukzessive Entwicklung*. Keine/r der Aufsteiger/innen ist mit der dafür nötigen Selbstsicherheit davon ausgegangen, dass die jeweils nächste Herausforderung auch sicher bewältigt werden kann. Ein ständiges Abwägen zwischen Sicherheit und Weiterentwicklung ist deutlich erkennbar, wobei eine *implizite Risikowahrnehmung* im biographischen Verlauf rekonstruierbar ist, die sich zum einen als Risiko des Scheiterns, zum anderen als Risiko der Entfremdung (siehe 4.) verstehen lässt.
3. Hinzu kommt, dass die Aufsteiger/innen in umfassender Weise gesellschaftliche Spielregeln anerkennen oder zumindest befolgen, selbst dann, wenn sie diesen kritisch gegenüberstehen oder Rückschläge erfahren. Hier findet also keine grundlegende Gesellschafts- bzw. Sozialkritik statt – dort, wo Kritik eine biographisch bedeutsame Rolle spielt, ist es *Kritik an dem Herkunftsmilieu oder auch an dem eigenen Lebensstil*. Selbst dann, wenn Diskriminierung erlebt wird – dies insbesondere, aber nicht nur bei den Migranten –, wird diese personifiziert, also nicht als allgemeine Tendenz oder umfassendes Prinzip gedeutet, sondern als ein Erlebnis unter vielen. Hierzu muss man betonen, dass kaum etwas als Diskriminierungserfahrung gedeutet wurde (selbst dann nicht, wenn es plausibel gewesen wäre), sondern in der Regel als Differenzenerfahrung, was bedeutet, dass Nachsicht und Verständnis auch in schwierigen Kontexten die Deutungsmodi sind – offenbar eine sehr förderliche Strategie, die mit der Kritik am Herkunftsmilieu korrespondiert (»ich kann das auch verstehen, weil ...«).
4. Es bleibt ein dauerhaft prekäres Verhältnis zur Herkunft bestehen, was verdeutlicht, dass es sich nicht lediglich um Lernprozesse und um kognitive Entwicklungsprozesse handelt, sondern darüber hinaus in einer gesamtbiographischen Betrachtung des Aufstiegs um eine Veränderung der Persönlichkeit, eine Veränderung des Habitus, was einhergeht mit vielschichtigen Trennungserfahrungen (Trennung von Orten, von Personen aus dem Herkunftsmilieu, Praktiken, Symbolen usw.), was dazu führt, dass es zu einer *Distanz bis hin zur Entfremdung von der eigenen Herkunft*, und genauer: von der eigenen Vergangenheit, kommt. Die meisten sozialen Kontakte zum Herkunftsmilieu werden aufgegeben, teilweise auch zur Herkunftsfamilie – zumindest ist das Verhältnis zu den Eltern dauerhaft belastet. Das Verhältnis zu den Geschwistern ist dabei deutlich weniger von Distanz geprägt. Neben dem Kontaktabbruch ist auch ein Rollenwechsel möglich: Aus den Eltern werden hilfsbedürft-

tige Erwachsene, das aufgestiegene Kind übernimmt in weiten Teilen die Funktion der Eltern – eine Konstellation, die für beide Seiten mit nicht zu unterschätzenden Herausforderungen verbunden bleibt. In jedem Fall stellt der Umstand, dass die Aufsteiger/innen ihren Eltern nicht nur vom Status, sondern auch kognitiv überlegen sind, ein dauerhaftes biographisches Problem dar. Die enormen Kontraste bezüglich moralischer Lebensvorstellungen, Lebensführung/-stil, Interessen u.Ä. bilden zudem besondere Herausforderungen. Pointierter: Alles, was in der Kindheit und Jugend gut und wertvoll war, erfährt im Aufstiegsprozess eine gewisse Entwertung.

5. Das Experimentieren mit den oben (besonders unter 1.) beschriebenen Dissonanzen findet Anerkennung, es bieten sich anschlussfähige Möglichkeiten, und es gibt zum richtigen Zeitpunkt *Förderer aus gehobenen Milieus*. Insbesondere bei diesen Aspekten spielt der *Zufall* eine nicht zu unterschätzende Rolle. Denn: In jeder betrachteten Biographie konnte an entscheidenden Übergängen herausgearbeitet werden, dass ohne Unterstützung von »sozialen Paten«, die nicht aus dem Verwandtenkreis oder dem Herkunftsmilieu stammten, das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten gefehlt hätte. Da den Aufsteiger/inne/n »vorgezeichnete Laufbahnen« – insbesondere soziale Modelle – fehlen, hängt der erfolgreiche Aufstieg nicht unwesentlich damit zusammen, dass an die Stelle der Eltern »Dritte« ins Spiel kommen. Dies erscheint insbesondere vor dem Hintergrund bedeutsam, dass während des Aufstiegsprozesses die Distanz zum Herkunftsmilieu wächst und zugleich der Anschluss an andere soziale Milieus prekär bleibt.

Diese fünf Aspekte sind zusammenhängend zu betrachten und verdeutlichen, dass *erstens* Talent und Fleiß allein nicht ausreichen, um einen solchen Aufstieg zu schaffen, und dass *zweitens* langfristige Herausforderungen, die auch als nicht erwartete Nebenwirkungen des Bildungserfolgs bezeichnet werden können, den gesamten Aufstiegsprozess begleiten. Diese Erkenntnisse dienen dann als Erklärungsansätze für die messbar langfristig wirkenden Barrieren. *Drittens* wird deutlich, dass die zentralen Herausforderungen *nicht* mit kultur- bzw. migrationsspezifischen Besonderheiten zusammenhängen.

Unterschiede zwischen Einheimischen und Türkeistämmigen

Bis hierhin habe ich die Gemeinsamkeiten jenseits der Unterschiede zwischen Einheimischen und Türkeistämmigen vorgestellt. Die zentralen Unterschiede zwischen beiden Gruppen liegen in der konkreten Färbung dieser Prozesse bzw. in den Startbedingungen. Die Differenz Erfahrung (Irritation) hat unterschiedliche Bezugspunkte. Während die Einheimischen eine Differenz zwischen oben und unten erfahren, also eine *Milieudifferenz*, wird von den Türkeistämmigen eine *Sphärendifferenz* erlebt. Der Begriff der Sphärendifferenz, der von Ralf Bohnsack und Arndt-Michael Nohl geprägt wurde, beschreibt die Erfahrung einer kommunikativ unüberbrückbaren Diskrepanz zwischen einer inneren Sphäre (insbesondere

Familie, Verwandtschaft und ethnische Community) auf der einen Seite und der äußeren Sphäre (Mehrheitsgesellschaft, insbesondere pädagogische Institutionen) auf der anderen Seite. Diese beiden Sphären werden jeweils als in sich geschlossene Einheiten erlebt, in denen unterschiedliche Sozialisationsformen gelten: Die innere Sphäre ist geprägt durch kollektive Bindung, Loyalität, Ehrbegriffe, Respekt und Unterordnung; die äußere Sphäre hingegen zeichnet sich durch abstrakte Formen der Zugehörigkeit und individuelle Anerkennung aus und ist zugleich verbunden mit Ethnisierungserfahrungen. Die besondere Problematik besteht nun darin, diese unterschiedlichen Erfahrungen produktiv zu verarbeiten, ohne dabei auf etablierte Strategien und Vorbilder zurückgreifen zu können.

Die zentralen biographischen Problemstellungen, die sich hieraus ergeben, sind in den Erwartungshaltungen der Eltern darstellbar: Während die einheimischen Eltern vergleichsweise geringe Loyalitätserwartungen und geringe Bildungsaspirationen aufweisen, sind beide Erwartungshaltungen bei den türkeistämmigen Eltern stark ausgeprägt. Die Migranten müssen also mit dem Widerspruch umgehen, dass von ihnen sowohl Erfolg in der äußeren Sphäre als auch ein Festhalten an den Traditionen und Lebensvorstellungen der inneren Sphäre erwartet wird. Dieser Widerspruch hat in jedem Fall eine dauerhafte biographische Wirkung, und die Distanzierung vom Herkunftsmilieu kann aufgrund der Loyalitätserwartung als große Herausforderung dargestellt werden. Demgegenüber müssen die Einheimischen mit geringen Bildungsaspirationen der Familie umgehen und damit Bildungsengagement und -motivation selbstständig erzeugen. Insgesamt kann man sagen, dass der Prozess der Distanzierung vom Herkunftsmilieu ein homologer Erfahrungsraum der Aufsteigenden ist, während sich das, wovon man sich distanzieren will, also das konkrete Distanzierungsobjekt, deutlich unterscheidet. Aus dieser Perspektive erscheint der Aufstieg für beide Gruppen mühevoll, ohne dass sich qualifizieren ließe, welche Herausforderung die komplexere ist.

Keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen

Es konnten keine wesentlichen Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Aufstiegsbiographien festgestellt werden. Oder genauer: Die Unterschiede, die festgestellt werden konnten, sind nicht aufstiegstypisch, sondern im Wesentlichen allgemeine Differenzen zwischen weiblichen und männlichen Berufskarrieren (Elternschaft, Vereinbarkeit Familie – Beruf usw.), die durchaus bedeutend sind, aber im Rahmen der hier bearbeiteten Forschungsfragen nicht im Vordergrund stehen. Dieses Ergebnis deckt sich weitgehend mit den Befunden der Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Anders, als man vermuten könnte, haben selbst die Migrantinnen keine grundlegend anderen Herausforderungen zu bewältigen als die oben beschriebenen.

Ein getrübt, aber nicht aussichtsloses Fazit

Die beschriebenen Ergebnisse sind insbesondere vor dem Hintergrund interessant, dass die biographischen Problemstellungen durch die Interviewten selbst individualisiert wurden. Es handelte sich bei dieser Studie also keineswegs um ein Sammeln verfügbarer bzw. explizierbarer Wissensbestände, sondern um komparative Analysen impliziter und dennoch biographisch wirksamer aufstiegsspezifischer Erfahrungshorizonte. In diesem Sinne lassen sich die erzählten Aufstiegsprozesse als biographische Spiegelbilder gesellschaftlicher Verhältnisse für eine spezifische Gruppe verstehen (bei allen Problemen der Generalisierung von Ergebnissen qualitativer Sozialforschung). Dies erscheint auch vor dem Hintergrund evident, dass die untersuchten Karrieren in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilsystemen stattgefunden haben. Die hier mit relativ hohem Abstraktionsgrad beschriebenen vergleichbaren biographischen Erfahrungen fanden in den Bereichen Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Politik statt; die akademischen Disziplinen der Aufsteiger/innen umfassen die gesamte Spannweite (Geistes- und Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften, Ingenieur-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften).

Auch in anderen Zusammenhängen wurden die sozialen Barrieren mit spezifischen Eigenheiten der deutschen Kultur bzw. Gesellschaft in Zusammenhang gebracht – so beispielsweise mit dem Wohlfahrtsstaatsmodell, nämlich einem vergleichsweise stark stratifizierten, konservativen Wohlfahrtsstaat (Esping-Andersen), oder mit dem Begriff der pluralisierten Klassengesellschaft (Vester). Die eingangs beschriebenen Legitimationsgrundlagen einer marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft stehen im Spannungsverhältnis zu einer deutschen Tradition: der Orientierung an Sicherheit und Statuserhalt, die historisch gewachsen ist und nachhaltige Wirkung zeigt. Diese ist u.a. in der Sozial-, Familien- und auch in der Bildungspolitik deutlich erkennbar. Es scheinen aber auch in besonderer Weise soziale Schließungsmechanismen zu wirken, die nicht mehr offen sichtbar sind, sondern im wahrsten Wortsinn zu »unsichtbaren Barrieren« werden. Wer diese Barrieren überwinden will, muss an sich selbst arbeiten, sich selbst ändern. Lernen, Fleiß und Talent sind notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen für Erfolgskarrieren im hier beschriebenen Sinne. Vielmehr müssen zudem enorme Anpassungsleistungen vollbracht werden, die nicht nur in hohem Maße Flexibilität, insbesondere die Fähigkeit zur Synthetisierung verschiedener Erfahrungen und Logiken, sondern auch in vielschichtiger Weise Trennungskompetenz erfordern. Auf dem Weg nach oben tauchen unentwegt Problemstellungen auf, die eine Umkehr oder zumindest eine Stagnation als eine – aus subjektiver Perspektive – durchaus rationale Alternative erscheinen lassen, zumal die Gefahr der Entfremdung von der eigenen Herkunft, ohne die Gewissheit, eine neue soziale Heimat zu finden, ein latentes Risikopotenzial birgt. Diese sozialen Nebenwirkungen von Aufwärtsmobilität lassen einen »Aufstieg durch Bildung« ambivalent erscheinen. Dies hängt u.a. mit etablierten Milieustrukturen zusammen, die sich nicht ohne Weiteres politisch umsteuern lassen. Hingegen stimmt es bedenklich, dass die untersuchten Aufsteiger/innen, deren besondere Kompetenz heute niemand ernsthaft

anzweifeln kann, in der Regel nicht durch Lehrkräfte gefördert wurden und über weite Strecken weder von den Institutionen noch von ihren Familien die nötige Unterstützung und Anerkennung erfuhren, zum Teil sogar von Lehrkräften oder Eltern (u. U. auch von beiden Seiten) in ihrer Entwicklung gebremst wurden.

Eine Studie mit diesem Forschungsdesign lässt es kaum zu, aus den Ergebnissen konkrete Empfehlungen abzuleiten. Allerdings korrespondieren die Ergebnisse mit anderen Forschungen, die zusammen gelesen folgende skizzenartige Schlussfolgerungen zulassen:

Eine stark sozial durchmischte Lebenswelt bereits in der Kindheit ist förderlich und erlaubt Erlebnisse und ein spielerisches Lernen mit Milieu- und Habitusunterschieden (Schulformen); eine gezielte individuelle Förderung in den Bildungsinstitutionen würde dazu beitragen, die Fähigkeiten jedes Kindes optimal zu entwickeln, wobei eine solche Förderung nicht nur auf den Unterricht bezogen sein sollte, damit auch darüber hinaus ermöglicht wird, psychische und soziale Belastungen zu erkennen und entsprechend zu intervenieren, insbesondere aber auch präventiv zu fördern (Ganztagsschulen); hierzu wäre es notwendig, dass verschiedene Professionen zusammenarbeiten, u.a. Schulsozialarbeit, Psychologie (Interdisziplinarität); auffällig ist zudem, dass in mehreren Fällen Kunst- und Theatererfahrungen («sich in einen anderen hineinversetzen») eine biographisch bedeutsame Rolle gespielt haben (Kunst- und Kulturprogramme); ein stärker anwendungsorientiertes Lernen, zumindest bis zum mittleren Abschluss, könnte Kindern, die ein ausgeprägtes Funktionsdenken haben (Habitus der Notwendigkeit), einen leichteren Zugang zu den Lerninhalten bieten und die Motivation steigern (Lehrpläne/Unterrichtsmethoden); insbesondere – aber nicht nur – bei den Migrant/inn/en konnte deutlich herausgestellt werden, welche komplexen Syntheseleistungen zwischen den Lebenswelten Familien und Schule bereits in der Kindheit selbstständig vollzogen werden mussten, weil zwischen beiden Seiten nahezu keine Kommunikation stattfand (Elternarbeit).

Aus dieser Perspektive erscheinen die seit etwa zehn Jahren erkennbaren Veränderungen – wenn auch (noch) wenig systematisch – in die richtige Richtung zu weisen. Die ökonomischen Notwendigkeiten einer schrumpfenden Gesellschaft bilden einen günstigen Nährboden für entsprechende Entwicklungen.